

„Es war mein zweiter Besuch in der Hölle“

Der kanadische General Romeo Dallaire hat als Kommandant der UNO-Friedenstruppe 1994 den Völkermord an 800'000 Menschen miterlebt, ohne wirklich eingreifen zu können, weil das Mandat dies nicht zuließ. Jahrelang schwieg der schwer traumatisierte Kommandeur. Jetzt hat er ein Buch über seine Erfahrung verfasst. Ein Interview.

Auf 500 Seiten beschreiben Sie minutiös den Völkermord in Ruanda. Dabei haben Sie erst Jahre nach den Geschehnissen mit der Niederschrift begonnen. Wie war das möglich?

Es war, wie wenn ich alles nochmal erlebt hätte, jede Minute, jeden Gesichtsausdruck, jeden Toten. Dieses Buch zu schreiben, war mein zweiter Besuch in der Hölle. Das Buchmanuskript hatte ursprünglich 4'000 Seiten.

Welche Bedeutung hat das Buch für Sie?

Es hat mir die Angst genommen, zu vergessen.

Waren Sie seit 1994 je wieder in Ruanda?

Nein. Das internationale Ruanda-Tribunal hat mich gebeten, nicht nach Ruanda zurückzukehren, bevor das Verfahren abgeschlossen ist. Sie wollten damit verhindern, dass meine Aussagen in irgendeiner Richtung beeinflusst werden könnten.

Möchten Sie denn zurückkehren?

Oh ja. Das will ich, seit ich das Land verlassen habe. Um zu trauern. Aber auch um diese wunderbaren Hügel und Berge wiederzusehen, und die Vögel, die wie Blumen aussehen. Ich werde Ruanda als Pilger bereisen, als Wanderer in diesen Hügeln. Diese Rückkehr ist für mich ein absolut existenzielles Bedürfnis.

In Ihrem Buch heisst es immer wieder, dass sie den vom Tode bedrohten Menschen nichts als Worte, aber keine helfenden Taten anzubieten hatten. Wie empfinden Sie diese Augenblicke im Rückblick?

Manche sprechen von einer griechischen Tragödie mit einem unausweichlichen Ende. Aber das trifft nicht den Punkt. Ich war der Kommandeur. Ich bin verantwortlich für das, was geschehen ist. Ich hatte als General eine Mission zu erfüllen. Diese Mission scheiterte. Und das ist meine persönliche Verantwortung. Auch deshalb bin ich bis heute in therapeutischer Behandlung und schlucke Pillen. Ich kann nicht zur Tagesordnung übergehen nach allem, was geschehen ist in Ruanda. 800'000 Menschen wurden umgebracht, drei Millionen vertrieben oder verwundet. Das kriegen Sie nie mehr weg von Ihren Händen. Mein grösster Fehler damals war, dass ich nicht überzeugend genügend war. Vielleicht hätte jemand mit grösserer Kompetenz das besser gemacht als ich.

Was würden Sie heute anders machen?

Ich würde viel stärker insistieren bei allen Instanzen, der UNO, der internationalen Gemeinschaft, überall. Ich hätte in New York oder Washington direkt auf die Verantwortlichen zugehen sollen, an deren Türen poltern, bis sie mich eingelassen hätten. Aber damals, wegen dieser unglaublichen stupiden, ineffizienten, ja korrupten Administration der UNO, war ich mehr damit beschäftigt, für meine Soldaten Papier und Bleistift aufzutreiben, als mich um die Rettung der Menschen kümmern zu können. Dafür ist auch die UNO verantwortlich.

Sind damalige Verantwortliche wie Boutros-Ghali oder Kofi Annan mitschuldig am Völkermord?

Ich denke, das sind wir alle. Im Falle von Annan oder andern UNO-Funktionären war es deren Interpretation meiner Meldungen. Ich als General wäre bereit gewesen, notfalls das Leben meiner Soldaten zu riskieren, um den Völkermord zu stoppen. Doch meine Vorgesetzten, darunter auch mein politischer Vorgesetzter in Ruanda, hielten das für übertrieben. Und alle hatten Angst, nochmals ein Debakel wie in Somalia zu erleben. Wäre nur einer der Verantwortlichen einmal in Ruanda aufgetaucht, um sich selbst ein Bild zu machen, wäre diese Interpretation vielleicht anders ausgefallen. Aber sie waren so beschäftigt mit ihren andern 15 Missionen, dass sie dafür keine Zeit hatten.

Keine Zeit, sich mit einem Völkermord zu beschäftigen?

Ruanda hatte keine Priorität. Niemand interessierte sich dafür. Es gab keinerlei strategische Bedeutung.

Viele ruandische Politiker, die am Völkermord beteiligt waren, haben eine universitäre Bildung, einige davon studierten in ihrer Heimat Quebec. Gibt es da einen Zusammenhang?

Man müsste dazu noch bemerken, dass 90 Prozent praktizierende Christen waren. Ich habe damals vor Ort wieder und wieder darüber diskutiert. Die exzellente Bildung haben diese Leute dazu benutzt, die internationale Gemeinschaft, die Medien, aber auch die eigene Bevölkerung zu manipulieren. Aber eine ethische oder moralische Verantwortung haben sie zu keinem Zeitpunkt empfunden. Sie waren geblendet von ihrer eigenen Macht. Sie hatten keine Hemmungen, ihr Land zu plündern und die Menschen zu missbrauchen.

Aber das erklärt noch nicht den Genozid...

Man muss die Entstehungsgeschichte berücksichtigen. Hutu und Tutsi leben seit Jahrhunderten miteinander. Doch es waren die Deutschen und später die Belgier, die sie gegeneinander ausspielten und die Tutsis zu den Herrschern über die Hutus machten. Das blieb in den Köpfen haften, auch nach der Revolution von 1962, als die Hutus die Macht zurückerhielten. Aber es gab nie eine Versöhnung. Im Gegenteil: Aus der konstruierten Verschiedenheit wurde Paranoia. Die rebellische Patriotische Front Ruandas (RPF) wollte ursprünglich nicht mehr als das Bürgerrecht für die vertriebenen Tutsi. Doch die Regierung wollte nicht einmal das gewähren, aus Angst, die Tutsis könnten die Macht zurück erobern. Aus dieser Angst wurde Hass, der jedes Vorgehen rechtfertigte. Das Schrecklichste daran: Wer mit einem solchen Motiv jemanden umbrachte, tat es immer wieder, ohne Hemmungen. Die Ermordeten sind keine Menschen mehr, sondern Insekten, die man zertreten darf.

Hätte es, bevor das Morden begann, eine Chance für eine friedliche Lösung gegeben? Immerhin gab es monatelange Verhandlungen unter Regie der UNO.

Ja, auf der militärischen Seite gab es intensive Gespräche, bei denen über Demobilisierung und andere Dinge verhandelt wurde. Da gab es Fortschritte. Doch auf der politischen Bühne gab es nur Stagnation. Der Grund: es gab keine neuen Ideen des Repräsentanten der Vereinten Nationen. Er hatte nichts zu bieten. Dort lag der grösste Fehler. Anstelle einer fähigen Persönlichkeit war da ein Geschäftsmann ohne wirkliches Interesse an einer Lösung.

Das heisst, es gab von Seiten der Bürgerkriegsparteien Interesse an einer friedlichen Lösung?

Was die moderaten Politiker betrifft, sicher. Aber das gilt nicht für die Extremisten, vor allem auf Seite der Hutus. Die glaubten, sie repräsentierten alle Hutus. Aber das war falsch. Es gab

verschiedene Gruppierungen. Und diese standen nicht, wie diese Hardliner immer behaupteten, auf Seiten der Bürgerkriegsgegner, sondern hatten eigene politische Vorstellungen, die sich mal mit jenen der einen deckten, mal mit jenen der anderen. Doch dieses politische Denken in wechselnden Allianzen, wie es aus westlichen Demokratien bekannt ist, war in Ruanda völlig fremd. Da gab nur diese absolute Haltung: Entweder du bist für mich oder gegen mich. Die Extremisten haben alles getan, um die moderaten Kräfte in der Übergangsregierung zu infiltrieren. Sie haben den Friedensprozess torpediert. Und selbst der Präsident war nicht immun dagegen. Unter diesen Voraussetzungen hätte es unbedingt eine vermittelnde Persönlichkeit gebraucht, die in der Lage gewesen wäre, den Hardlinern auf beiden Seiten Zugeständnisse abzurufen. Die gab es leider nicht.

Sie wussten durch Informanten schon früh von den Plänen für die Massaker. Sie haben ihre vorgesetzten Stellen davon unterrichtet. Nichts geschah. Warum hat niemand etwas unternommen?

Weil ein Schwarzafrikaner nicht zählt. Das liegt den Menschen vor allem aus den ehemaligen Kolonialmächten im Blut. Länder wie Frankreich oder Belgien, aber auch die USA verhalten sich so, dass ich nur sagen kann: Sie glauben, es gibt Menschen, die wertvoller sind als andere. Wie kommt ein 18jähriger Fallschirmjäger aus Belgien dazu, sich in Ruanda wie ein rassistischer Berserker zu gebärden? Die Belgier sind 1962 abgezogen. Da war er noch nicht einmal geboren. Aber die Verhaltensweisen seiner rassistischen Vorväter hat er übernommen. Was gibt ihm das Recht dazu? So verhalten sich auch die Nationen. Warum zählten Jugoslawen 1994 mehr als Afrikaner?

Hätte der Genozid in Ruanda gestoppt werden können?

Ja. Militärisch hätten mir die 5'000 gut trainierten Soldaten genügt, die ich vor der Übernahme des Kommandos in Ruanda befehligte. Wir hätten nicht den Bürgerkrieg beendet. Aber das Abschlachten von Hunderttausenden.

Wie hätte das in der Praxis funktioniert?

Mein Plan ist vielfach analysiert worden. Wir wären in der Hauptstadt systematisch vorgegangen gegen die Milizen, die hauptverantwortlich waren für die Massaker.

Das hätte blutige Strassenkämpfe bedeutet...

Ja. Aber auf unserer Seite wären bestens ausgebildete Soldaten gestanden, während ein grosser Teil der Gegner unter Androhung der sofortigen Erschiessung dazu gezwungen worden war, sich an den Massentötungen zu beteiligen. Mit einem entschlossenen Vorgehen wären diese rasch in ihre Häuser zurückgekehrt. Damit hätten wir auch das Ausbreiten des Genozids auf das Umland der Hauptstadt verhindert.

Ein solches Vorgehen hätte auch bedeutet, das Leben ihrer eigenen Soldaten zu riskieren.

Als Kommandeur haben Sie die Frage zu beantworten, ob Sie ihre Mission unter Berücksichtigung der zu erwartenden Verluste erfüllen können. Wenn das nicht möglich ist, müssen Sie um Verstärkung nachsuchen. Wenn Sie militärische Gewalt einsetzen, können Sie nicht ernsthaft erwarten, keine Verluste zu erleiden.

Würde ein Genozid wie in Ruanda heute verhindert?

Denken Sie an Dian Fossey, die die Berggorillas vor dem Aussterben gerettet hat. Wenn diese Gorillas wieder bedroht sind, gibt es eine weltweite Bewegung, um sie zu retten. Wenn Tausende von Menschen in Ruanda wieder attackiert würden, wäre ich da nicht so sicher. Wir brauchen noch viel Anstrengung, um auch den Menschenrechten soviel Platz einzuräumen wie ihn die Gorillas schon

haben. Das wird nicht in wenigen Jahren zu schaffen sein. Vielleicht dauert es ein Jahrhundert, vielleicht auch zwei.

Was in Ruanda passiert ist, hat mich von der Welt entfremdet, schreiben Sie in Ihrem Buch. Sind Sie der Welt heute wieder näher gekommen?

Da geht es letztlich um die Frage: Was ist die Wirklichkeit? Leben, Tod, Leiden in Ruanda waren real, für uns während Monaten. Das Leben, das wir in den westlichen Ländern führen, mit all diesen künstlichen Welten, ist nicht die Wirklichkeit, es ist eine Erfindung, in der wir leben, studieren, auf uns und auf unsere Familien aufpassen. Aber 80 Prozent der Menschen leben in der Wirklichkeit, die gezeichnet ist von Blut, Schmutz und Leiden, der Unfähigkeit, die Kinder aufzuziehen, in Würde leben zu können oder nicht leiden zu müssen: Das ist die Wirklichkeit, die ich meine. Die Menschheit kann nur vorankommen, wenn wir diesen 80 Prozent mehr Möglichkeiten geben als mit den wenigen Pennies, die wir ihnen überlassen.

Sie und viele ihrer Kameraden sind selbst schwer traumatisiert worden. Wie leben Sie heute mit diesem Trauma?

Professionelle Hilfe und Pillen. Mit jemanden reden, der nicht fragt. Und ein soziales Auffangnetz. Ein regnerischer Tag kann für mich schon bedeuten, dass ich nicht allein sein kann. Wenn ich dann keine Hilfe habe, kann mich das für Monate aus der Bahn werfen. Heute lebe ich wie jemand mit Diabetes. Der Diabetiker braucht täglich Insulin. Ich brauche die Pillen und die Menschen, die ich liebe.